Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 9 (1933-1934)
Heft: 3

Artikel: Wir Moralisten
Autor: Schmid-Clavadetscher, Conrad
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1065935

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

WIR MORALISTEN

Ein Gespräch von Conrad Schmid-Clavadetscher

Zeit: ein düsterer Dezembertag, nachmittags 4 Uhr
Ort: ein Kaffeehaus
Personen: Herr A — Herr B

Herr A: *sitzt an einem Tischchen vor einer Tasse Kaffee; er beobachtet friedlich die Musiker, die ihre Vorbereitungen für das Nachmittagskonzert treffen.*

Herr B: *sieht sich suchend nach einem freien Platz um, bemerkt Herrn A., schrickt zusammen und will sich rasch in eine andere Ecke des Lokales zurückziehen.*

Er bemerkt aber noch zur Zeit, dass ihn Herr A. bereits erkannt hat, wendet sich ihm zu und begrüsst ihn.

Herr A: Guten Tag, Herr B.

Herr B: *seine Blicke irren wieder durch das Lokal, dann blickt er auf die Uhr:* Ich habe mit einem Geschäftsfreund eine Besprechung verabredet, aber der langweilige Kerl ist noch nicht hier. Darf ich mich inzwischen zu Ihnen setzen ?

Herr A: Aber bitte, gern, es geht mir genau wie Ihnen. Ich bin zu einer Besprechung hergekommen, und der Mann ist ausgeblieben. *Beide blicken sich gegenseitig an, beide beginnen gleichzeitig zu lachen.*

Herr B: Ja, ist es nicht wirklich komisch : wir beide haben uns ausnahmsweise zu einem gemütlichen Stündchen ins Café setzen wollen, ganz ungeschäftlich, ganz privat; aber wir getrauen uns nicht, es einzugestehen. Wir schämen uns, während der Arbeitszeit untätig gefunden zu werden.

Herr A: Der Hauptzweck unserer schweizerischen Ethik ist eben, dass wir leben, um zu arbeiten, und nicht arbeiten, um zu leben. Die Arbeit ist moralisch – –

Herr B: Aber unmoralisch ist es, die Früchte der Arbeit zu geniessen.

Herr A: Es ist sittlich einwandfrei, Maschinen zu fabrizieren, die der Vereinfachung des Haushaltes dienen, es ist schliesslich...

Herr B: Aber unsittlich ist es, diese Maschinen zu verwenden. Denn wozu soll sich die Frau den Haushalt vereinfachen ? Führt das nicht zur Verweichlichung und Faulenzerei ?

Herr A: Es ist moralisch, optische Instrumente für die Kinoindustrie herzustellen. Das Gewerbe der Kinobesitzer ist schon leicht anrüchig. Für den Besuch ihrer Programme zu werben schon sehr.

Herr B: Der Besuch des Kinos aber muss von jedem Freunde des Volkes bekämpft werden.

Herr A: Jedes Vergnügen, das nur dem Vergnügen dient, ist mit einem leichten Makel behaftet. Die grosse Zahl der Weekendreisenden muss bedenklich stimmen. Früher hätten sich die Leute geschämt, Sonntags anderswo als zu Hause zu sitzen.

Herr B: Die einzige Entschuldigung der Vergnügungsreisenden wäre etwa noch, dass sie dazu beitragen, das Budget der Schweizerischen Bundesbahnen zu verbessern.

Herr A: Vor 20 Jahren ist man ohne oder doch mit viel weniger Ferien ausgekommen. Heute glaubt jeder, einen – womöglich gesetzlichen – Anspruch auf Ferien zu haben. Eine Neuerung, für die es überhaupt keine Rechtfertigung gibt.

Herr B: Ausser der, durch sie die Hotelindustrie zu beleben. Es fehlt nicht mehr viel, bis uns diese sonderbare Ethisierung des Lebens dazu bringt, sogar den Genuss jeden Bechers hell mit dem Verdienst, den er den armen Bierbrauern bringt, moralisch zu untermauern.

Herr A: Selbstverständlich sind wir trotzdem ebenso vergnügungssüchtig wie andere Leute und erweisen uns dieser Zucht gegenüber auch nicht widerstandsfähig. Der einzige Erfolg unserer moralistischen Haltung ist, dass wir mit Missvergnügen an unsere Vergnügungen gehen.

Herr B: Ja, est ist kein Paradox, sondern die nackte Wahrheit, dass es gerade unser Moralismus ist, der unsere Vergnügungen unmoralisch macht. Das schlechte Gewissen, mit dem wir die Zerstreuungen suchen, macht sie so entsetzlich geistlos. Wenn immer wir darauf ausgehen, uns zu unterhalten, so lassen wir unser besseres Selbst zu Hause. Weil sowohl die Veranstalter, wie die Besucher der Veranstaltungen, die dem Vergnügen dienen, das dumpfe Gefühl haben, ein unerlaubtes oder zum mindesten doch wenig wertvolles Bedürfnis zu stillen, so verzichten beide zum voraus darauf, es mit Liebe und Geist zu tun.

Herr A: Das gilt auch für unsere Feste. Ob es sich um den eigenen Geburtstag oder um die Feier des Geburtstages unserer Nation handelt, wir gehen an sie mit schlechtem Gewissen heran. Und mit schlechtem Gewissen lassen sich keine Feste feiern.

Herr B: Bleiben wir beim 1. August. Es brauchte lange genug, bis man sich darauf verstand, unsern Bundestag überhaupt zu feiern. Und nachdem man sich schliesslich dazu entschlossen hatte, war die erste Sorge die, dass würdig gefeiert wird. Das heisst, man will aus einem Fest eine Trauerfeier machen. Wir sollen uns nicht darüber freuen dürfen, was wir an unserm Vaterland haben, und dieser Freude durch Essen, Trinken und Tanzen den äussern Ausdruck geben.

Herr A: Nein, wir sollen zerknirscht darüber nachdenken, was wir, vor allem aber andere, unserm Vaterland und was das Vaterland andern, vor allem aber uns, schuldig geblieben ist.

Herr B: Und unsere Schützen- und Sängerfeste! Man hat sie so lang und so nachdrücklich als Krebsübel, die an unserm Volke zehren, angeprangert, dass sich heute ganze Bevölkerungsschichten von ihnen fern halten, und viele, die sie besuchen, es nur mit belastetem Gewissen tun. Diese Diffamierung hat unsere Feste erst wirklich zu dem gemacht, das man an ihnen bekämpfte. Gerade durch ihre Anschwärzung sind sie aus ursprünglich wertvollen Feiern der Gemeinschaft zu Rummelplätzen geschäftlicher Ausbeute geworden.

Herr A: Es kommt auch nicht von ungefähr, dass heute die Dichter und Künstler beiseite stehen, wenn das Volk seine Feste feiert.

Herr B: Es sei denn, dass sie in Beiprogrammen und offiziellen Festakten figurieren, deren möglichst rasche Abwicklung von allen aktiv und passiv Beteiligten ungeduldig erwartet wird.

Herr A: Unsere Künstler und Schriftsteller sind durch unsere moralistische Eigenart, mit Misstrauen alle jene Mitbürger zu betrachten, die nicht in einem geregelten Arbeitsverhältnis stehen, isoliert.

Herr B: Dichter und Künstler sind nicht nur bei uns, sondern immer und überall Aussenseiter der Gesellschaft. Das liegt in ihrer Natur.

Herr A: Gewiss, aber bei uns sind sie nicht nur Aussenseiter, sondern werden weithin als eigentliche Schmarotzer angesehen. Diese Missachtung ihrer

Bestimmung durch das Volk zwingt sie, die befruchtende Anerkennung in einer dünnen Gesellschaftsschicht zu finden, die vom Volk ebenso abgeschlossen lebt, wie sie.

Herr B: Und deren Forderungen an Kunst und Literatur zwar andersartig, aber zu ihrem Unglück ebenso moralistisch ist.

Herr A: Sie verlangt vom Dichter, dass er in seinen Werken « Bildung » vermittle. Und wie oft hören wir es nicht beklagen, dass das Theater keine « Bildungsstätte » mehr sei !

Herr B: Wobei unter Bildung mitunter nichts anderes als ein Wissen verstanden wird, das gesellschaftsfähig macht.

Herr A: Kritik und « Kenner » tun ihr Möglichstes, um auch die Malerei zu intellektualisieren – Intellektualismus ist eine Form des Moralismus. Bilder sollen nicht schön sein, sondern interessant. Die Malerei darf dem Beschauer keine Probleme in Harmonie auflösen, im Gegenteil, sie wird als interessant nur dann gerühmt, wenn sie Probleme stellt, ohne sie zu lösen – wenn sie problematisch ist.

Herr B: Das gilt für die Literatur so gut wie für die Kunst. Auch literarische Werke, die den einzigen Nachteil haben, auch vom « einfachen Manne » verstanden zu werden, werden verachtet. Nur Kompliziertheit gilt.

Herr A: Sogar die Wissenschaft hat unter dieser Einstellung zu leiden. Man unterscheidet Wissenschaft und ernste Wissenschaft. Wobei unter ernster Wissenschaft, die allein ernst genommen wird, jene verstanden ist, die einen verständlichen Gehalt in das möglichst undurchsichtige Gewand einer Geheimsprache hüllt.

Herr B: Dieser intellektuelle Moralismus hat unsere Kulturgüter vollends unvolkstümlich gemacht. Er hat dem Volke den ohnehin schmalen Zutritt zu ihnen versperrt und die Kultur als Reservat kleinen Gruppen zugewiesen.

Herr A: Dem Künstler, der es nicht über sich bringt, im luftleeren Raume die vom Bildungsmob anerkannten intellektuellen Purzelbäume zu schlagen, bleibt nichts anderes übrig als Konzessionen an den Moralismus des einfachen Volkes zu machen, die reine Kunst zu opfern und « sozial » zu wirken. Er sinkt, wie man das so schön nennt, zum Tendenzler herab.

Herr B: Wenn er nicht vorzieht, die Kunst überhaupt zu verlassen, Lehrer, Graphologe, Astrologe zu werden, mit einem Wort, einen bürgerlichen Beruf zu ergreifen, der keiner Rechtfertigung bedarf, solang er seinen Mann ernährt.

Herr A: Das wäre nur die letzte Konsequenz unserer pharisäischen Einstellung.

Herr B: So ist es. Die Pharisäer waren nicht nur vor 2000 Jahren, sie sind auch heute noch die gefährlichsten Feinde der befreienden Sendung des Geistes in allen seinen Erscheinungsweisen.

Herr A: Wir verstehen uns. Die Frage ist nur, ob es sinnvoll war, ein Problem zu diskutieren, über das wir gleicher Meinung sind.

Herr B: Das ist keine Frage – Diskussionen haben im Gegenteil einen Sinn nur dort, wo man im grossen und ganzen – nicht in Einzelheiten – gleicher Meinung ist. Aber das ist ein anderes Kapitel.